

Zeitschrift: Freidenker [1956-2007]
Herausgeber: Freidenker-Vereinigung der Schweiz
Band: 53 (1970)
Heft: 9

Artikel: Anmerkungen zu den Evangelien : (V)
Autor: Mächler, Robert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-411855>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sondern des Vatikans wegen. So habe ein Hotelportier dem Journalisten der «Ecclesia» erklärt: «Der Vatikan ist reich. Er unternimmt nichts für den Vietnam. Nichts gegen die Lepra. Nichts für die Arbeiter.» In seinen Augen sei der Vatikan ein kirchliches, mit Geld vollgestopftes Monaco, das sich nur dazu berufen fühle, den kapitalistischen Imperialismus zu unterstützen. Wir Freidenker können nicht umhin, die Meinung dieses Hotelportiers voll und ganz zu teilen.

Der Autor hat sich daran gestossen, dass in einem Bus ein Schild befestigt war mit der Aufschrift: «Zum Anhalten bitte Knopf drücken oder an der Leine ziehen», ausserdem entsprechende Illustrationen. Unter anderem war darauf ein mit einem kleinen schwarzen Hut bekleideter, dicker katholischer Priester abgebildet, der mit Hilfe eines riesigen Bauernregenschirms an der Leine zog. Selbst die antiklerikalsten Franzosen würden in einem Pariser Bus ein Schild nicht dulden, auf welchem ein Priester oder Heilsarmeesalutist derartig verunglimpt wird.

Trotz diesen schmerzlichen Erfahrungen betrachtet der Verfasser des Artikels die Schweden nicht als unduldsam. Der Schwede habe einen rationalistischen und praktischen atheistischen Geist, welcher sich seltsamerweise mit einer Wiederauferstehung der Urreligion verbinde: jedermann lasse sich kirchlich beerdigen (Kunststück, wo doch die Geistlichen zugleich Zivilstandsbeamte sind. Red.) und Weihnachten werde mit grossem Jubel gefeiert. Viele Geschenke werden ausgetauscht, und überall brennen Lichterbäume. Nur könne man sich fragen, ob überhaupt die Geburt Christi gefeiert werde. Denn Weihnachten heisse in Schweden Julfest, welches vorchristlichen Ursprungs sei und mit einem entscheidenden Augenblick des Jahres in Zusammenhang stehe — der Wintersonnende.

Im Gegensatz zum etwas schockierten katholischen Nordlandreisenden freuen wir uns, dass es einem Volk bis heute gelungen ist, das Buch der Natur nicht ganz von einem theologischen Wälzer verdrängen zu lassen. Max P. Morf

der Geschichte der Christenheit verhängnisvoll ausgewirkt.

Die Einbildung, das auserwählte Volk Gottes zu sein, hatte die innere Strafe in sich, dass die religiösen Führer die Juden fortwährend zu höherer Gottwohlgefälligkeit anstacheln mussten — bis endlich jener Führer erstand, der das menschlich Unmögliche, die Verleugnung der Weltliebe, verlangte, zugleich einer, der dies als Messias, als Gottessohn verlangte: Grund genug für den Hass und Vernichtungswillen derer, die solche Zumutung und solchen Anspruch unmittelbar vernehmen mussten. Das Judenvolk, das alle religiöse Ehre allein seinem Gott geben wollte, musste sich durch den Anspruch Jesu besonders schockiert fühlen. Die Kirchenchristen können ihn nur darum so fraglos lieben, weil sie ihn nicht als wirklichen Menschen erleben müssen.

Als die Theologen sich darüber zankten, ob der «Sohn» mit dem «Vater» wesenseins sei oder nicht, hätten sie nur den natürlichen Wesensunterschied von Vater und Sohn zu beachten brauchen: kein Sohn ist mit dem Vater schlechthin wesenseins, er hat teils das Wesen des Vaters, teils das der Mutter und dazu noch Weseneigenschaften der älteren Vorfahren. Die Theologen haben nun die Ausflucht, das Verhältnis zwischen Gottvater und Gottsohn sei nicht aus dem natürlichen Vater-Sohn-Verhältnis zu begreifen, sondern umgekehrt. Aber es hat noch nie zu etwas Gute geführt, wenn man Bekanntes durch Unbekanntes erläutern wollte.

Der Sohn könne «nichts von sich aus tun, er sehe denn den Vater etwas tun» (Joh. 5, 19). Ein paar Sätze danach (Vers 22) heisst es, der Vater richte nicht, sondern der Sohn. Im Widerspruch zu Joh. 5, 19, kann also der Sohn richten, obschon er den Vater nicht richten sieht. Dazu die «Gewaltentrennung» (Vers 45): Richten wird zwar der Sohn, aber anklagen muss Mose, der dies vermutlich auf Grund der sechshundert Gesetze der Thora tun wird, so dass die gesamte Christenheit unter Anklage gestellt würde. Später versichert der Sohn wieder, er sei nicht gekommen, um die Welt zu richten (Joh. 12, 47). Da kann man wohl sagen: Je konfuser die Lehre, desto fester wird sie geglaubt.

Anmerkungen zu den Evangelien

(V)

Nach der Bergpredigt (Matth. 5, 22) soll der Feuerhölle verfallen sein, wer seinen Bruder einen Narren schilt. Jesus selber darf die Pharisäer ungestraft Schlangenbrut nennen, die Christen rechnen es ihm als einen Beweis unbedingter Wahrhaftigkeit an. Gibt er sich Rechenschaft von den sicher vorhandenen individuellen Unterschieden zwischen den Pharisäern? Bedenkt er, dass das Ungute, das er ihnen vorwirft, in gesellschaftlichen Verhältnissen wurzelt, für die sie nur zum Teil persönlich verantwortlich sind? Rücksichtsloser Gefühls- und Gedanken- ausdruck ist nicht die wahre Wahrhaftigkeit. Um auf förderliche Art wahrhaft zu sein, muss man sich einer umsichtigen Welt- und Menschenkenntnis befleissigen.

*

Was für einen verderblichen Zauber empfanden wohl jene Fische, die der Mirakelglorie Jesu zuliebe massenhaft ins Netz gingen (Lk. 5, 1–11)? Sie füllten zwei Schiffe, und die Jünger und deren Gehilfen hatten das wenig erbauliche Geschäft, ihnen die Köpfe zu zerschlagen. Für Jesus scheint dieser

Aspekt der Sache unerheblich gewesen zu sein. Wenn Petrus ihn bittet, er möge von ihm weggehen, so spricht daraus vielleicht mehr die Furcht vor einem Schwarzmagier als die Ehrfurcht vor einem wundertätigen Gottessohn.

*

Lk. 5, 33–39. Ein Mensch von vernunftfreundlicher Gesinnung hätte den Pharisäern und Schriftgelehrten zu erklären versucht, dass naturgemäßes Essen und Trinken einem gottseligen Leben allenfalls förderlicher sei als Fasten. Statt dessen antwortet Jesus mit Gleichnisreden. Deren erster Teil ist eine Kundgebung seines Selbstbewusstseins: die Gäste des Bräutigams (des Gottessohnes) fasten nicht. Die darauffolgenden Gleichnisse vom neuen Lappen auf einem alten Kleid und vom jungen Wein in alten Schläuchen bedeuten wohl den Gegensatz zwischen altem (alttestamentlichem) Gesetz und neuer (evangelischer) Gesinnung. Aber mit Matth. 5, 17, wonach er das Gesetz erfüllen will, verleugnet er diesen Gegensatz. Das Verhältnis zum Alten Testament und seinem fanatisch-autoritären Jahve bleibt zweideutig, und diese Zweideutigkeit hat sich in

In der Rechtfertigungsrede vor den Juden, Joh. 5, 16–47, tut sich dreierlei kund: erstens der Selbstgenuss in der beharrlichen Aussage, er sei «der Sohn», wobei er das Aufreizende etwas mildert, indem er von sich selbst meist in der dritten Person redet und zwischenhinein das geheimnisvoll tönen-de, im Grunde sinnlose Wort «Menschensohn» gebraucht; zweitens die scheinbare Selbstverleugnung in der mehrfachen Versicherung, er tue nichts aus sich selber und zeuge nicht von sich selber, womit er zwar als Gottessohn gelten, doch auch der ganz Bescheidene, das blosse Werkzeug – als solches auch nicht wahrhaft verant-

wortlich – sein will; drittens die hintergründige Rachgier in der Klage, dass die Juden nichts von ihm wissen wollen: «Und ihr wollt nicht zu mir kommen, um Leben zu haben» – seid also des Todes: das ist der drohende Unterton. (Für die Beurteilung des Christentums ist es unerheblich, ob die johanneischen Jesusreden von dem Nazarener wirklich gesprochen worden sind oder nicht. Diese Reden haben jedenfalls die Christologie der Kirchen bis heute geprägt, sie sind daher ein integrierender Bestandteil der christlichen Glaubensurkunde.)

(Fortsetzung folgt)

Robert Mächler

Der Pressefonds

ist stets für Gaben empfänglich.
Postcheck-Konto 80 - 48 853
der Geschäftsstelle der FVS.
Besten Dank!

z. B. Anna von Guigne und Vitus von Fontgalland.

Michèle Joz-Roland hatte nach ihrem Aufenthalt im katholischen Pensionat Pädagogie studiert und eine Laufbahn als Lehrerin eingeschlagen. Sie unterrichtet jetzt Kinder im Alter von 7 bis 9 Jahren und sucht hie und da für kurze Zeit ein Kloster auf, um dort in Ruhe weiteren Studien obliegen zu können. Der Versuch, wieder in religiöser Gemeinschaft zu leben, ist ihr misslungen, denn sie fand die Atmosphäre hinter Klostermauern zu künstlich. Was die klösterliche Armut betrifft, so hatte sie einmal einer Oberin ins Gesicht geschriften: «Ihr verzichtet auf Leckerbissen, aber Ihr wisst nichts vom Hunger. Ihr habt die Armut freiwillig auf Euch genommen; die Armen jedoch haben ihre Armut nicht selbst gewählt!»

Die Autorin erläutert den Beweggrund für das Verfassen ihres Buches zutreffend: «Ich wünsche nur, dass es in diesen Pensionaten immer weniger Schüler gebe, denn diese kommen weder als gläubige Menschen noch als Menschen überhaupt ins Leben hinaus.» Hoffen wir, dass diese Anklageschrift bald auch in deutscher Sprache erhältlich sein wird. Max P. Morf

Was hast du mit deinem Gott gemacht?

«Qu'as-tu fait de ton Dieu?» heisst der Titel eines von Michèle Joz-Roland verfassten Buches. Diese Lehrerin und ehemalige Insassin eines katholischen Töchternpensionates schildert darin ihre Schulzeit im Internat in Form eines Briefwechsels mit einer ihrer früheren Kolleginnen, welche Nonne geworden ist. Der Inhalt dieses Werkes ist eine Anklage der Autorin an die Schulbildung, welche jungen Menschen in religiösen Instituten zu teil wird.

Ihr erster Kontakt mit der Geschichte Gottes bestand in Form ausgeschnittener Bilder, welche Adam, Eva, einen Apfel, eine Schlange und einen bär-tigen Gott darstellten. Bald hatte sie wie ihre älteren Kameradinnen den Wunsch, zu kommunizieren, was natürlich die Beichte einschloss. Dieses «Tor zum inneren Frieden» hatte sie jedoch stark erschüttert und verletzt: «Meine Beichten waren während Jahren eine Mischung von Furcht, Geruch von Süssholz, welches der Beichtvater zu lutschen pflegte, sowie von nagernder Ungewissheit, nicht alles gesagt zu haben.» Bei der Kommunion hatte sie Angst, dass ihre Zähne die Hostie berührten, denn man hatte den Schülerinnen vorher einmal gesagt, dass ein Freimaurer nach dem Gottesdienst die Hostie aus dem Mund genommen, zu Hause mit einem Hammer daraufgeschlagen und dass Bluts-tropfen daraus hervorgedrungen wären. Auch was das Beten betrifft, wurde in jenem Institut ziemlich viel Unfug getrieben. So hatte ein Kindergebet folgenden Wortlaut: «Klei-

ner Jesus, mach dass ich zu einer Strohmatte werde, auf der Du Deine Füsse trocknen kannst.» Jede Schulstunde wurde mit der Bitte «Jesus, Maria und Josef, helft mir in meinem Todeskampf... Jesus, Maria und Josef, macht dass ich in Eurer heiligen Umgebung sterben kann!» eingeleitet. Das Gute und das Böse, Begriffe, worüber auf abstrakte Art doziert wurde, waren für die jungen Zöglinge nicht existent und konnten auch nicht auf das tägliche Leben angewandt werden. Der ganze Schulbetrieb war nicht auf die Wirklichkeit ausgerichtet. So las man krankhafte und lebensfremde Geschichten über Heilige wie

«Der liebenswerteste Heuchler der Geschichte»

Der grösste römische Philosoph, Seneca, war eine sehr zwiespältige Persönlichkeit. Durch nicht ganz einwandfreie Machenschaften, wie etwa Intrigen und Bestechungen, erwarb er sich das ungeheure Vermögen von 300 Millionen Sesterzen. Dem gegenüber aber steht seine philosophische Lehre, mit der er die jüngere römische Stoa begründete. So umstritten aber sein Charakter ist, so sicher ist, dass Seneca eine der hervorragendsten literarischen Persönlichkeiten Roms war, dessen Einfluss auf die Nachwelt gewaltig ist.

Lucius Annaeus Seneca wurde im Jahre 5 oder 4 v. Chr. in Cordoba (Spanien) geboren und kam in jungen Jah-

ren mit seiner Familie nach Rom, wo er eine gute philosophische Ausbildung erhielt. Anfänglich als Advokat tätig, entschied er sich dann für die Aemterlaufbahn und wurde Quästor. Als Senator trat er früh in Opposition mit dem Kaisertum, wodurch er sich bei Caligula missliebig machte. Caligula bedrohte ihn mit dem Tode, wovor ihn nur der Hinweis seiner Tante rettete, dass er, der schwer asthmaleidend sei, ohnehin bald sterben werde. Unter Claudius traf ihn im Jahre 41 ein schwerer Schicksalsschlag, als er auf Verlassung der Messalina nach Korsika verbannt wurde. Nach achtjährigem Exil rief ihn Agrippina, die vierte Gattin des Claudius, nach Rom zurück und